

**Predigt am 2. Adventssonntag, 10. Dezember 2006,
im Universitätsgottesdienst, Peterskirche, Heidelberg
Predigttext Jes 35,3-10
Prof. Dr. Christoph Strohm**

Liebe Gemeinde,

endlos ist der Blick über die Baumwollfelder. Ab und zu geht ein Windzug durch die Felder und läßt die Stauden hin und her wogen. Die Sonne brennt gnadenlos auf die Weite des amerikanischen Südens. Bis zum Horizont sieht man Stroh Hüte in den Feldern. Sie können nur zum kleinen Teil die schwarzen, zum Pflücken gebeugten Rücken gegen die gnadenlos brennende Sonne schützen. Da hebt an einer Stelle ein Gesang an. Wie der Wind wogt die Melodie durch die Felder. Bis zum Horizont ist der schwermütige Klang des Spirituals zu hören: "When Israel was in Egypt's land, let my people go, oppressed so hard they could not stand, let my people go. Go down, Moses..." Und dann weiter: Nie mehr sollen sie in Sklavenbanden sein, führ' sie heraus...

Wer heute in einen Gottesdienst von Schwarzen in den USA geht, der kann noch immer diese Lieder und ihren sehnsüchtigen Klang hören. Während des Gottesdienstes, auch während der Predigt, klingt fast ununterbrochen die melancholische Melodie des Harmoniums und dazu der dumpf hämmernde, elektrisierende Rhythmus des Schlagzeugs. Die schwarzen Sklaven auf den Baumwollfeldern in den amerikanischen Südstaaten sangen sich mit ihren sehnsüchtigen Liedern die neue Welt herbei. Die große Befreiungserfahrung Israels war präsent in ihren Herzen und das half, die Hoffnung auf die neue Welt ohne Sklaverei und Unterdrückung nicht aufzugeben.

Der Predigttext für den zweiten Sonntag im Advent hält uns diese neue Welt vor Augen und will auch unsere Hoffnung darauf stärken.

Er steht im 35. Kapitel des Jesaja-Buches, die Verse 3 bis 10:

Stärket die müden Hände und macht fest die wankenden Knie!

Saget den verzagten Herzen: "Seid getrost, fürchtet euch nicht! Seht, da ist euer Gott! Er kommt zur Rache; Gott, der da vergilt, kommt und wird euch helfen."

Dann werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet werden.

Dann werden die Lahmen springen wie ein Hirsch, und die Zunge der Stummen wird frohlocken.

Denn es werden Wasser in der Wüste hervorberechen und Ströme im dürren Lande.

Und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Teiche stehen, und wo es dürre gewesen ist, sollen Brunnquellen sein. Wo zuvor die Schakale gelegen haben, soll Gras und Rohr und Schilf stehen.

Und es wird dort eine Bahn sein, die der heilige Weg heißen wird. Kein Unreiner darf ihn betreten; nur sie werden auf ihm gehen; auch die Toren dürfen nicht darauf umherirren.

Es wird da kein Löwe sein und kein reißendes Tier darauf gehen; sie sind dort nicht zu finden, sondern die Erlösten werden dort gehen.

Die Erlösten des HERRN werden wiederkommen und nach Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein; Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen.

„Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein“, „Freude und Wonne werden sie ergreifen“. Klarer und kräftiger kann man von dem Heil, nach dem wir alle uns sehnen, nicht sprechen. „Schmerz und Seufzen wird entfliehen.“ Unvorstellbar, unvorstellbar schön für die, die Schmerzen und Seufzen zur Genüge kennen. Die Worte sind nicht durch Erfahrung einzuholen. Allein schon die Nachrichten aus Bagdad, die uns täglich erreichen, sind nur schwer erträglich; und dazu noch die Bilder. Wir brauchen nicht einmal in die Ferne zu sehen. Da leben wir in dem Gefühl eines enormen Fortschritts, gerade hier an der Universität und insbesondere im Bereich der Medizin. Fast alles scheint machbar und dann bricht schwere Krankheit ins Leben ein; und es steht eben doch alles in Frage.

Wir kennen die wunderschönen Momente des Lebens, und vielfältige Reisemöglichkeiten eröffnen uns den Blick auf die schönsten Orte dieser Welt, die uns die biblischen Bilder von der Wüste und den sprudelnden Bächen farbig werden lassen; aber all unser Wohlergehen ist gefährdet, vorläufig, kontingent. Brutal wird einem der nächste Mensch entrissen oder er geht einfach verloren. Mit unserer Erfahrung können wir die Worte nicht einholen, absichern. Wir können mit unserer Erfahrung nur die schönen Bilder füllen und uns vor Augen stellen:

„Dann werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet werden. Dann werden die Lahmen springen wie ein Hirsch, und die Zunge der Stummen wird frohlocken. Denn es werden Wasser in der Wüste hervorbrechen und Ströme im dürren Lande. Und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Teiche stehen, und wo es dürre gewesen ist, sollen Brunnenquellen sein. Wo zuvor die Schakale gelegen haben, soll Gras und Rohr und Schilf stehen.“

Wenn wir das zwar verstehen und als Bilder lebendig werden lassen können, aber das doch so weit weg von unserer Erfahrung ist, warum sollen wir dann diese Texte hören?

Eine Antwort wäre: Wir brauchen Utopien und Visionen heute mehr als je zuvor. Die sozialistische und andere Utopien haben ihre motivierende oder Zukunft gestaltende Kraft verloren. Also müssen gerade die biblischen Utopien hochgehalten werden, damit wir nicht nur pragmatisch verwalten, sondern auch kreativ Zukunft gestalten, heißt es. *Andere* sagen fast genau das Gegenteil. Wir sind der berausenden Utopien, der großen Reden müde. Das Pathos der Fundamentalkritik an den gegenwärtigen Verhältnissen erleben wir nicht zuletzt als Selbstbestätigungsritus; und zwar gerade im Bereich der Kirchen und ihrer Amtsträger, die selbst nicht unmittelbar die konkreten,

vielfach hochambivalenten Entscheidungen des politischen Tagesgeschäfts zu fällen haben. In dunkler Zeit hat der westfälische Blutzeuge der Bekennenden Kirche, der im Konzentrationslager Dachau zu Tode gekommene Pfarrer Ludwig Steil einmal schlicht formuliert: „Wir sind der großen Worte müde, denn unsere Füße stecken viel zu tief im Staub. Es geht nicht um beredtes Zeugentum, sondern um das Beharren in der Anfechtung und oft genug um das schweigende Bekennen.“¹

Die von den *Reformatoren* gegebene Antwort auf die Frage, was wir mit solchen großen Visionen des zukünftigen Heils, wie sie uns die Worte im Jesaja-Buch vorstellen, anfangen können, ist eindeutig. Es war das Neue der Reformation, daß das Leben in der Welt mit ihren Ambivalenzen in bislang nicht gekannter Weise aufgewertet wurde. Nicht der Rückzug ins Kloster ist der bessere Gottesdienst, sondern das sachgemäße Handeln an dem Ort in der Welt, an den Gott mich gestellt hat [berufen hat in einen Beruf!]. Das Leben in den Ambivalenzen dieser Welt darf nicht abgewertet werden zugunsten irgendeines klösterlichen oder klerikalen Königsweges. Das war die Abgrenzung der Reformation gegen den römisch-katholischen Weg des Mittelalters. Zugleich wurde für die Reformatoren die Abgrenzung gegen die Radikalen in der eigenen reformatorischen Bewegung immer wichtiger. Diese meinten, unter der Fahne des Regenbogens als Zeichen des Bundes mit Gott mit Gewalt für die endzeitliche Herrschaft der Erwählten streiten zu sollen. Andere unter diesen Radikalen meinten, die Bibel mit der Bergpredigt wirklich ernstzunehmen, heißt, sich nicht mehr an Gewaltmaßnahmen und also obrigkeitlichen Ämtern insgesamt beteiligen zu können. Für Martin Luther hieß das, die Welt mit dem Paradies zu verwechseln, und das würde alles nur noch schlimmer machen. Denn dann geriete die obrigkeitliche Gewalt in den Dienst egoistisch-ideologischer Ziele. Oder die weltlichen Obrigkeiten könnten ihrer Aufgabe, wenigstens die schlimmsten Folgen des menschlichen Egoismus und wenigstens äußerlich in Schranken zu halten, nicht mehr gerecht werden.

Und doch tut Luther alles andere, als auf diese biblischen Texte vom zukünftigen Heil zu verzichten oder sie gar im Giftschränk verschwinden zu lassen. Seiner Überzeugung nach gelingt Christsein nicht ohne die Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern, die im Gottesdienst das Evangelium verkündet hört. Christsein kann nicht gelingen, ohne daß mir immer neu das Evangelium gesagt, die Verheißung zugesprochen, das angefochtene, verzweifelte Herz getröstet wird und so Neuschöpfung des Herzens geschieht. Das ist der Beginn des Reiches Gottes. So lautet die reformatorische Antwort auf die Frage, was wir mit solchen großen Visionen des zukünftigen Heils wie den im Jesajabuch anfangen sollen. Hier ist Evangeliumsverkündigung pur. Die Schwarzen in den Südstaaten hielten sich durch das Singen ihrer Spirituals die Hoffnung auf die neue zukünftige Welt ohne Sklaverei und Unterdrückung vor Augen. Und sie schöpften daraus ihre Zuversicht und auch die Kraft, dafür zu kämpfen. Genau so stellt jeder Gottesdienst uns die neue Welt vor Augen und

¹ Zit. in: Werner Oehme, *Märtyrer der evangelischen Christenheit 1933-1945*, Berlin ³1985, S. 166.

läßt sie uns in Bildern, Gefühlen und Handlungen ein Stück weit gegenwärtig – und vielleicht auch durch die Musik hörbar – werden. Und das ist keine einfach passive, quietistische Angelegenheit, sondern daraus folgen neue Gesinnungen und Taten.

Nicht unsere eigenen Erfahrungen ermöglichen uns, so zu sprechen. Aber wir können uns in eine große Geschichte hineinstellen und an den Erfahrungen anderer Menschen Anteil bekommen, die durch den christlichen Glauben ihre Hoffnung auf die neue Welt behalten. Nicht nur in vergangenen Jahrhunderten, sondern auch heute. Nachher werden in der Alten Aula die Preise für die besten an unserer Universität geschriebenen Dissertationen vergeben. Es sei darum der Rostocker Professor für Augenheilkunde, Rudolf Guthoff, erwähnt, der in diesem Jahr zum Hochschullehrer des Jahres gewählt wurde. Den Preis hat er unter anderem darum erhalten, weil er in der Republik Kongo ein Zentrum für Augenheilkunde aufgebaut hat. Auf die Frage: „Was war für Sie das eindrücklichste Erlebnis in Afrika?“ antwortete er Folgendes: „Vielleicht ein farbenfroher, von afrikanischer Musik gekennzeichneter Gottesdienst mit dem Erzbischof, nach dem 4000 begeisterte freiwillige Helfer der Gemeindegemeinschaft ehemals blinden Kindern beim Fußballspielen zuschauten. Kindern, die man vor Jahren nicht vorzeigen wollte, weil sie als Behinderte für die durchaus noch animistische Bevölkerung unter einem ‚Fluch des Schicksals‘ standen.“²

Natürlich ist das noch nicht die Erfüllung der Verheißung aus dem Jesajabuch: „Dann werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet werden. Dann werden die Lahmen springen wie ein Hirsch, und die Zunge der Stummen wird frohlocken. Denn es werden Wasser in der Wüste hervorberechen und Ströme im dürren Lande.“ Weder Flucht aus der Welt mit ihren Erbärmlichkeiten und Ambivalenzen mit Hilfe irgendwelcher Vertröstungen noch die Verwechslung der Welt mit dem Paradies ist das Ziel dieser Worte, sondern Verkündigung des Evangeliums, Trost, Neuschöpfung des Herzens und damit Anfang des Reiches Gottes. Friedrich von Bodelschwingh, der „genialste Bettler, den Deutschland je gesehen hat“ (Theodor Heuß), hat das mit Blick auf seine Arbeit wie folgt zugespitzt: „Der gesunde Mensch ist krank, wenn sein Blick haften bleibt an den armen, vergänglichen Dingen dieser Erde. Der kranke Mensch ist gesund, sobald er durch den Glauben Zugang gefunden hat zur ewigen Hoffnung.“³ Und der Philosoph Ludwig Wittgenstein hat mit der ihm eigenen Nüchternheit und dem ihm eigenen Sprachgefühl ganz schlicht

² Von vier Blinden könnten drei sehen. Der „Hochschullehrer des Jahres“ im Gespräch, in: *Forschung & Lehre*, 13. Jg., 9/06, S. 514.

³ Zit. in: Wolfgang Huber, *Moderne Nächstenliebe*, in: Bethel 2006. Beilage des Tagesspiegels in Kooperation mit dem Zeit-Verlag und den v. Bodelschwinghschen Anstalten, 12. Oktober 2006, S. B1.

formuliert: „An einen Gott glauben, heißt sehen, dass es mit den Tatsachen der Welt noch nicht abgetan ist.“⁴

Nun kommt noch etwas hinzu, das insbesondere am heutigen Tag der Menschenrechte betont werden muß: Wenn die Bibel über das zukünftige Heil spricht, ob im Alten Testament oder in der Offenbarung des Johannes im Neuen Testament, geschieht das nicht, ohne daß von *Gerechtigkeit* gesprochen wird; so auch im Buche Jesaja: „Saget den verzagten Herzen: ‚Seid getrost, fürchtet euch nicht! Seht, da ist euer Gott! Er kommt zur Rache; Gott, der da vergilt, kommt und wird euch helfen.‘“

Die Verfolgten dürfen hoffen, daß das erlittene Unrecht ein Ende haben wird und auch nicht einfach zugedeckt wird. Wir wissen nicht, wie wir uns das vorzustellen haben. Aber die ganze biblische Geschichte spitzt sich in der Verheißung zu, daß der, in dem Gott uns greifbar werden will, Jesus Christus, nicht nur Richter, sondern auch unser Anwalt ist. Was wir als problematisch empfinden, die Worte „Rache“ und „Vergeltung“, ist in anderen Zeiten ganz anders wahrgenommen worden, als Schrei nach Gerechtigkeit. Der Zürcher Reformator Heinrich Bullinger brachte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts seine Predigten über die Johannes-Offenbarung zum Druck. Darin ging es eben um diese Fragen. Innerhalb kurzer Zeit wurden mehrere Ausgaben dieses Druckes in französischer Sprache nachgedruckt. Die in den französischen Religionskriegen verfolgten Protestanten fanden offensichtlich in Bullingers Predigten über die Johannes-Offenbarung in besonderer Weise Trost. Auf dem Titelblatt dieser französischen Ausgaben [Ausgabe 1565] findet sich eine Druckermarken. Dargestellt ist eine Frau, die personifizierte Geduld, übers Feuer schreitend. Von vorne hält eine Hand den Staffelstab entgegen (als Zeichen der Ausdauer), von hinten hält eine Hand ein Likatorenbündel hin (wohl als Zeichen für Stärke und Schutz) und von oben reicht eine Hand eine Krone. Um die Druckermarken herum ist auf einem Spruchband geschrieben: „Possedez voz ames par vostre patience.“ Bewahrt, gewinnt Eure Seelen durch Geduld.

Einstweilen müssen wir uns gedulden; im Sinne der Worte, die sich der Philosoph und Theologe Sören Kierkegaard auf den Grabstein geschrieben wünschte: „Noch eine kleine Weile, dann ist's gewonnen. Dann ist der ganze Streit in Nichts zerronnen. Dann werd' ich laben mich an Lebensbäcken und ewig, ewiglich mit Jesus sprechen.“

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

⁴ Ludwig Wittgenstein, zit. n. Franz-Xaver Kaufmann, Das Verhältnis von Glaube, Kirche und Gesellschaft aus soziologischer Sicht, in: Wilfried Härle (Hg.), Kirche und Gesellschaft. Analysen-Reflexionen-Perspektiven, Stuttgart 1989, S. 41-58, hier: S. 54.